

Die Erdbebenregion Ica – Perú: Ein Jahr danach

Auf der Plaza de Armas von Ica ist es still geworden; totenstill. Sechzig lange Sekunden ist die Nacht erfüllt von Schweigen, Andacht und dem leisen Brennen von Kerzen. Dann plötzlich die erste Sirene, die irgendwo ertönt, eine zweite, eine dritte. Nach wenigen Augenblicken scheint die Stadt widerzuhallen von Sirenen verschiedenster Art, doch die Menschen auf der Plaza verharren noch einen Augenblick in lähmendem Schweigen. Es ist der 15. August 2008, 18:51 Uhr.

Genau ein Jahr zuvor, am 15. August 2007 um 18:50 Uhr erbebt in der südperuanischen Stadt Ica die Erde. Die Bewegung zweier tektonischer Platten erreichte offiziell 7,9 auf der Richterskala, erschütterte eine ganze Region und riss 513 Menschen in den Tod. 37.521 Häuser wurden zerstört, Zehntausende verloren Hab und Gut, das Dach über dem Kopf, alles, was sie sich in Jahren erarbeitet hatten.

An diesem 15. also jährt sich die Katastrophe zum ersten Mal und ich fahre in die betroffene Region, um mir anzuschauen, was aus den Menschen, der Stadt und den Millionen von Spendengeldern aus allen Teilen der Welt geworden ist.

Der Fall Ica hat schon in den Wochen vor dem Jahrestag in ganz Peru hohe Wellen geschlagen. Viel zu wenig sei seitdem unternommen worden, die Regierung behalte die internationalen Spendengelder ein, die Bewohner der Region hätten nach wie vor nur mangelhaften Zugang zu medizinischer Versorgung, Bildung, sanitären Einrichtungen.

Angeheizt von den Medien, die Präsident Alan García von der mitte-links orientierten APRA Versagen vorwerfen, entsteht schnell ein Klima von Aggression, Wut und Enttäuschung. Und die Regierung tut wenig, um die Lage zu entspannen. Am Montag, dem 11. August, stürmen aufgebrachte Bürger das Büro der FORSUR in Ica. Der „Fondo de Reconstrucción del Sur“ ist verantwortlich für die Verwaltung und Verteilung der Spendengelder in der Region von Seiten der Regierung. Auch wenn es keine Verletzten gibt wird deutlich: die Bevölkerung der Region Ica ist unzufrieden und manche von ihnen sind zu allem bereit.

Am Mittwoch, dem 13. 8., begibt sich schließlich Präsident García in die Krisenregion. Am Vormittag will er Kleidung an die Erdbebenopfer verteilen. Dass das ein Jahr nach dem

Beben überhaupt noch notwendig ist, kommt beinahe schon einem Schuldeingeständnis gleich. Doch es gibt einen weiteren Eklat. Die gespendete Kleidung, die García mitbringt ist ein Hohn für die Betroffenen: Stöckelschuhe, Lumpen, unbrauchbares Zeug für eine Erdbebenregion in der die Menschen bei bis zu 7 Grad nachts dem Erfrieren nahe sind.



Empört schichten die „Beschenkten“ das Mitgebrachte zu einem großen Haufen auf und verbrennen es. Der Präsident aber reist noch am gleichen Tag zurück in die Hauptstadt Lima und tanzt auf dem Fest zum „Tag der Jugend“ ausgelassen Cumbia, wie Pressefotos am nächsten Morgen eindrucksvoll belegen.

Spätestens jetzt rechnen die Medien für das Wochenende mit Ausschreitungen und Gewalt. Aufgrund einer angekündigten Straßenblockade bei Ica setzt das Busunternehmen Perú Bus seine Transporte nach Ica für Freitag und Samstag aus. 1200 Polizisten des Landes werden zusätzlich zu den

3000 lokalen Kräften in die Region versetzt, man bereitet sich auf das Schlimmste vor.

Mit einem der letzten Busse erreiche ich am Donnerstag, dem 14. August, Ica. Bei einer Fahrt durch die Stadt wird schnell deutlich, die Schäden des Bebens sind noch kaum beseitigt. Ruinen wechseln sich ab mit Baulücken wo einstmals Häuser standen. Die Straßen sind in einem katastrophalen Zustand, mancherorts fehlen sie noch vollständig, sollen neu gemacht werden. Vielleicht ein Viertel aller Gebäude Icas soll zerstört worden sein, die Nachbarstädte Pisco und Chincha hat es noch deutlich schlimmer erwischt. Nur eine Kirche ist in Ica unbeschädigt geblieben, die Hälfte der Gebäude, die einst die Plaza de Armas, das Herz der Stadt, umrahmten sind provisorischen Fassaden gewichen. Auffällig ist es, dass kaum irgendwo gebaut wird, wie man es eigentlich erwarten würde. Der Staat Peru verfügt durchaus über eigene Mittel, seit Jahren stellt das Land das größte Wirtschaftswachstum Lateinamerikas. Hinzu kommen die geschätzten 125 Millionen Euro Hilfsgelder, die von Regierungen aus aller Welt bereitgestellt wurden. Doch anstatt regem Wiederaufbau entdeckte ich gerade einmal eine einzige Baustelle im Zentrum der Stadt.

Mir wird die Möglichkeit geboten, in eines der Armenviertel von Ica zu fahren um mich dort, wo die Not am größten ist, mit den Menschen zu unterhalten. Was ich sehe und höre ist erschütternd und erstaunlich in gleichem Maße. Die Bewohner des Stadtviertels La Esperanza lebten auch vor dem Beben nicht in Wohlstand. Im Jahr 1998 riss eine Hochwasserwelle die wenigen Habseligkeiten der Menschen mit sich, die zweitgrößte Naturkatastrophe in der Geschichte der Stadt. Doch die Situation damals war eine andere. Mit Achtung berichtet man mir von der spontanen Hilfe des damaligen Präsidenten Alberto Fujimori der mittlerweile wegen Korruption und Mord vor Gericht steht. Noch in der Nacht war dieser nach Ica geeilt, hatte selbst mit angefasst und Menschen geholfen. Die Bilder vom Präsidenten in Gummistiefeln gingen damals um die Welt und begründeten in der Region eine noch immer ungebrochene Sympathie für den Ex-Diktator. Präsident García hingegen kam nach dem Beben erst am nächsten Morgen in die Stadt und Sympathien hat er seitdem mit seinem Erscheinen wenige gewonnen.

Ich werde eingeladen, eine Hütte zu besuchen in der sieben Personen wohnen sollen. Sie besteht aus notdürftig zusammengebundenem Weidengeflecht, etwas Holz und einer Plastikplane als Dach. Die Arbeit der Menschen, die hier wohnen ist das Recycling von Müll, den sie aus dem nahe gelegenen Müllberg vor ihre Hütte schaffen. Alte Autoreifen und Metallgegenstände lassen sich gut weiterverkaufen. Wenn sie einmal eine Plastikflasche fänden sei das für sie ein Glückstag, berichtet mir eine der zwei Frauen, die mich herumführen. Ob sie denn keine Hilfe von der Regierung bekämen, die jedem, der sein Haus und Eigentum verloren hat und das nachweisen kann eine Soforthilfe von 3000 Soles versprochen hat, mochte ich wissen. Die umgerechnet gut 750 Euro wären für diese Menschen schon eine große Hilfe, doch die Frau winkt ab. Sie hätten es versucht, aber die Behörden sagten, ihr Haus stünde viel zu nah am Fluss der vor 16 Jahren die Springflut verursacht hatte. Häuser in dieser Gegend würden nicht subventioniert. „Und der Wall, den die letzte Regierung zur Sicherung des Uferstreifens zu bauen angefangen hatte?“, frage ich. Der endet gut fünfzehn Meter vor dem Haus. Die Regierung García sagt, zum Weiterbau sei kein Geld da. Die Desillusion und der Spott in der Stimme der jungen Frau sind kaum zu verkennen.

Allerdings ist auch festzustellen, dass die Stimmung in Ica nicht annähernd so radikal erscheint, wie die Medien berichtet haben. Alonso Navarro, Vizepräsident der Region Ica

und Mitglied der christdemokratischen Oppositionspartei PPC, sieht die Lage pragmatisch. Die Wut der Menschen sei verständlich, denn viele von ihnen hätten alles verloren und ihre Situation sei nach einem Jahr kaum besser geworden. Aber man müsse einräumen, dass die Aggressionen sich gegen die Falschen richteten. Die Regierung in Lima sei für die gemachten Fehler nur in geringem Maße verantwortlich, trotz der Hilfe, die der Präsident vor einem Jahr versprochen hätte. Vielmehr seien es die Lokalregierungen, die es versäumt hätten, die Gelder klug und rechtzeitig zu investieren, auch wenn es nicht Aufgabe der Behörden sein könne, jedem Einzelnen sein Haus wieder aufzubauen. Was die Brisanz dieses Jahrestages ausmache, sei auch keineswegs die Wut der Massen, sondern das politische Kalkül vor allem linker Populisten, die



aus einem Tag der stillen Trauer einen Tag mit Protesten und Ausschreitungen machen wollten, nicht um den Menschen zu helfen, sondern um der Regierung in Lima zu schaden. César Loza von der Lokalverwaltung der Stadt Ica ist da anderer Ansicht: Ja, die Bezirksregierungen hätten Fehler gemacht, räumt er ein, aber die Regierung habe durch Verzögerungen bei der Weiterleitung von Geldern eine schnelle Organisation des Wiederaufbaus unmöglich gemacht. Noch heute verfügten viele Gemeinden nicht im Geringsten über die Mittel, die sie benötigten.

Noch am Abend treffe ich die Lokalgruppe der Jugendorganisation D-Cada, einem KAS-Partner, in Ica. Auch diese jungen Menschen haben vor einem Jahr viel verloren, jeder kennt jemanden, der Tote zu beklagen hatte. Aber auch hier ist von blinder Wut nicht viel zu spüren. Die Jugendlichen haben für den Jahrestag eine Versammlung auf der Plaza de Armas organisiert, Kerzen wollen sie verteilen und schwarze Trauerschleifchen. Sachlich geht die Planung vonstatten. Wer besorgt die Kerzen, wer bastelt Schleifchen, wer malt Plakate? An der für den folgenden Morgen angesetzten Demonstration wollen sie nicht teilnehmen. An diesem Tag sollte man die Trauer der Familien achten und nicht laut protestierend durch die Straßen ziehen, meinen sie. Der 15. soll ein Trauertag sein.

Die ersten, die am nächsten Morgen auf der Plaza de Armas erscheinen, sind die Polizisten. Überall in der Stadt ist die Präsenz der Armee und der Polizei gegenwärtig und einschüchternd. Schwer gerüstet erwecken sie ein stärkeres Gefühl von Bedrohung als der folgende Protestmarsch. Die Regierung, soviel wird deutlich hat Angst vor dem, wozu sich die aufgebrachten Iqueños hinreissen lassen könnten.

Aber alles bleibt ruhig. Gute vier Stunden lang versammeln sich auf dem Platz Menschen verschiedenster Provenienz, Verteter politischer Parteien, Ärzte der Krankenhäuser, Bewohner der Armutsviertel. Plakate werden geschwenkt, Musik gespielt, Ansprachen gehalten. Schließlich gibt es noch eine Schweigeminute, dann singen alle die



**Polizei und aufgebrachte Iqueños:
Aber alles bleibt friedlich.**

Nationalhymne. Über die Katastrophe, so scheint es, und den Ärger über die Regierung, haben die Peruaner keineswegs ihren Nationalstolz vergessen.

Wie Alonso Navarro aber vorausgesagt hat, dieser Marsch richtet sich kaum gegen die lokale Verwaltung, sondern fast ausschließlich gegen die Person des Präsidenten Alan García und die mangelhafte Umsetzung des Gesetzes, das allen Peruanern Infrastruktur und Zugang zu angemessener medizinischer Versorgung garantiert.

Als sich abzeichnet, dass es keine Ausschreitungen geben wird, scheint sich allgemeine Entspannung breit zu machen. Ein Polizist in schwerer Montur lächelt mir freundlich zu und hebt den Daumen. In den beiden Nachbarstädten Pisco und Chincha läuft nicht alles ganz so friedlich ab. In Chincha werden mehrere Menschen festgenommen, Steine fliegen, Tränengas wird eingesetzt. Doch das bleiben Ausnahmen. Am frühen Nachmittag zerstreuen sich die Demonstranten wieder und es beginnt die Zeit der stillen Trauer.

Um 18:50 hat sich schließlich Dunkelheit über die Ruinen von Ica gelegt. Erneut versammeln sich Menschen auf der Plaza de Armas. Doch dieses Mal sind sie nicht mit Bannern gekommen,

sondern mit Kerzen, dieses Mal fordern sie nicht, sondern schweigen. Ein paar Hundert mögen es sein, die gemeinsam ihrer Toten gedenken und ihr Schweigen wirkt auf den Betrachter sehr viel beeindruckender als die Proteste des Vormittags.

Als die Sirenen schließlich wieder verstummt sind, steigt ein Priester auf das kleine, hergerichtete Podest und die Anwesenden beten zusammen: für die Toten aber ebenso für die Lebenden. Danach verteilt sich die Menge wieder. Viele begeben sich zu einem der Kreuze die quer durch die Stadt aufgestellt worden sind, an den Orten, an denen man Tote aus den Trümmern geborgen hat, um dort Lichter aufzustellen und Blumen niederzulegen.



Die Jugendlichen von D-Cada gedenken der Toten in Stille.

Die Jugendlichen von D-Cada sind nach dem Ende der Veranstaltung zufrieden. Alles hat reibungslos funktioniert. Der 15. August war positiv unspektakulär und was noch wichtiger erscheint: er war nicht die befürchtete Bühne politischer Agitation jeglicher Parteien, auch dank der ehrlichen Anteilnahme junger Iqueños, die ihre Trauer an diesem Tag nicht zum Politikum machen lassen wollten. (Martin Foerster)